

Das Gastmahl des Prinzen Krasenoff

Autor(en): **Stranik, Erwin**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **7 (1931)**

Heft 2

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-752690>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Das Gastmahl des Prinzen Krasenoff

Novelle von Erwin Stranik

(NACHDRUCK VERBOTEN)

Zu sieben kauern sie um den länglichen Tisch. Sie lachen nicht, sie weinen nicht, ihre Gesichter drücken nicht Freude aus, nicht Schmerz. Glasig und groß starren ihre Augen nach der Tafel Hauptplatz, hängen dort, wo der Gastgeber sitzen sollte, allein der achte Stuhl ist leer und der Blick der Sieben verliert sich ins Grenzenlose. Nur ein einziges Mal des Tages, wenn bereits die Sonne sinkt und letzte Strahlen schräg sich durch die engen Gittermasken der hohen Fenster in den armseligen, weißgetünchten Raum zwängen, da erheben sie sich langsam, einer nach dem andern, strecken die Hände aus nach dem leeren Stuhl und stürzen mit einem Aufschrei wieder in sich zurück.

Kaum berühren sie die Nahrung, die ihnen der Wärter reicht, kaum essen und trinken sie. Vielleicht wissen sie nicht einmal, daß sie es tun, denn wie Schlafwandler greifen sie nach Fleisch und Brot, das Wasser aber muß man ihnen an die Lippen setzen, sonst fänden sie es nicht.

Einundzwanzig Jahre leben sie schon in diesem Zimmer, lassen ihre Bärte wachsen und ihre Nägel, in Lumpen umschlottern sie ihre alten Kleider; sie fragen nichts und sprechen nichts, verlangen niemals die Schwelle zu überschreiten und hinauszugehen in den Garten. Keiner von denen, die sie noch in frischer Daseinsfreude gesehen, würde sie heute erkennen. Und doch besaßen ihre Namen einst Klang im ganzen Lande, in der Provence nicht minder wie in der Picardie, in der Gascogne nicht weniger wie in der Bretagne.

Da war Horace de Chateauroux, der jetzt als erster neben dem leeren Stuhl sitzt, gefeiert und geliebt in allen Salons zu Paris und Versailles, ein findiger Kopf, Advokat von höchstem Rufe und als der schönste Mann ganz Frankreichs öffentlich bestaunt; ihm zunächst kam der Marquis von Aubinjac, ein Nichtstuer, doch von blendender Causerie, Charmeur voll höfischer Delikatesse, — die Brüder Edmonde und François de Gide schlossen an, die Begünstiger der hohen Schauspielkunst und ihre selbstlosesten Förderer. Auch Jan Declosse aus Montpellier, der kühnste Sportsmann im Golf von Lyon, ließ, wenn er bei den Tees der Damen erschien, jegliches Frauenherz höher schlagen, Lazare Platoque blendete stets durch seine Ironie, den Spott, der selbst seinen Zeitgenossen Voltaire in den Schatten zu stellen vermochte und sogar vor einer Versammlung hochwürdigster Kardinäle sich keine Zügel anlegte, Bibi aus Amiens aber schließlich, ach, ehemals verkörperte sich wohl Griechenlands Jugendideal in ihm zu vollendeter Harmonie!

Sieben Männer voll Schönheit des Körpers und Geistes, sieben Leuchten im Vaterlande, das waren sie einst, und jedes Mädchens Wangen röteten sich zu Rosenknospen, wurde nur einer von ihren Na-

men genannt, — vergessen sitzen sie heute im Irrenhause von St. Nazaire, sie lachen nicht, sie weinen nicht, — und ihre Gesichter sind gräßlich anzusehen in ihrer unheimlichen Starre.

Reitende Boten brachten die Mär: Prinz Krasenoff käme aus Rußland im Sechsgespann nach Paris, Grüße zu bringen von seiner Herrin, Katharina, der Zweiten ihres Namens, die als Zarin über alle Reußen den Thron bestiegen hatte im Jahre des Heils siebzehnhundertundzweiundsechzig. König Louis XV. berief seinen Hofmarschall, daß er ihm die Pläne für einen festlichen Empfang des Prinzen vorlege, und Madame Dubarry besprach mit dem Herzog von Aiguillon die Details. Das Schloß des Königs, geliebt von sämtlichen Höflingen ob seines märchenvollen Prunks, gehaßt von allem Volk, das unter der Verschwendungssucht seines Landesherrn litt und am Nötigsten darbot, indeß die Prasser in goldbrokatenen Gewändern von Gelage zu Gelage, von Lust zu Lust taumelten, diese Hochburg aus Edelmetall und Edelstein dünkte dem König noch zu schal.

Er hörte nicht die Einwände des greisen Choiseul, des Ministers, der die Steuern eintreiben sollte.

«Prinz Krasenoff soll aufgenommen werden in unserem Reich, als ob die Zarin selber uns besuche», bestimmte er. Schafft neue Luster an mit tausend neuen Kerzen, gießt Tafelgeschirre aus getriebenem Gold, bringt Blumenguirlanden aus Diamanten und Rubin. Noch ist die Zeit der großen Feste, noch lebt die Monarchie und — après nous le déluge.»

Die Dubarry verbarg ihr Gesicht hinter ihrem Fächer, ihre roten Lippen zuckten, da sie ihres Gebieters Worte vor sich hinsummte, sie klangen ihr gleich einer süßen, liebesseligen Melodie — «Après nous —» — und sie zupfte den Herzog von Aiguillon heimlich an seinem Degenknauf.

Choiseul aber schrieb auf allerhöchsten Befehl noch neue Steuern aus, murrend griff das Volk in seinen Säckel, den letzten Groschen daraus hervorzuholen, und in Paris füllte sich die Schatulle Louis' für festlichen Pomp zum letzten Male.

Eine weite, Monate währende Reise hatte Prinz Krasenoff getan, ehe er in Paris eintraf. Seine Kaleschen, siebzehn an der Zahl, waren arg zugereitet, man konnte kaum Staat machen mit ihnen, allein die Romantik, die dem Gast aus so fernem Lande anhaftete, ließ auch die am meisten mitgenommene Kutsche noch «très intéressant» erscheinen, und die zu Schanden gefahrenen Pferde dünkten den königlichen Hof schöner als die gepflegtesten Vollbluthengste aus Arabien.

Prinz Wladimir Wladimirowitsch Krasenoff sel-

ber sah aus, als ob er keine Strapazen erduldet hätte. Als er aus seinem Wagen sprang, in dunklen Samt gekleidet, das Haar frei und wallend nach seiner Heimat Sitte, blitzend den Degen an seiner Seite, leuchtend die smaragdgeschmückten Schnallen seiner Schuhe, lächelte er voll verbindlicher Grazie und ließ sich geradewegs vor den König führen.

«Mächtiger Herrscher, Großvater des unsterblichen Sonnenkönigs, Rußlands neue Herrin entbietet ihren freundschaftlichen Gruß Eurer Majestät durch mich, ihren unwürdigsten Diener.»

Leicht erhob sich der König, schritt die Stufen des Thrones herab, um den vor ihm knienden Prinzen aufzuheben. «Willkommen in unserem Lande, willkommen vor allem in meinem Schloß und unserem Kreis. Betrachten Sie, Prinz, Paris als Ihnen gehörig, bleiben Sie unser Gast so lange als es Ihnen beliebt. Ich und meine Freunde werden alles daransetzen, Ihnen das Leben in Frankreich so schön zu gestalten, als unsere schwachen Kräfte es vermögen.»

Der König ergriff des Prinzen Rechte, Musik setzte ein, Damen und Herren des Hofes bildeten Spalier, Krasenoff schritt durch den Pomp der Residenz, sich glücklich findend in diesem Augenblick wie nie zuvor.

Zwei Tage später tagte geheimer Kronrat im Privat-arbeitszimmer Seiner Majestät.

«Dieser Russe», nahm Choiseul das Wort, «sollte uns nicht nur Geld kosten, sondern solches auch — natürlich im übertragenen Sinne — einbringen. Kein Zweifel, Katharina hält große Stücke auf ihn, sonst hätte sie nicht ihn zu uns gesandt. Unsere Beziehungen zu Rußland aber —»

Graf Aiguillon lächelte. «Scheinen Ihnen trotz aller offiziellen Freundschaften noch nicht intim genug?»

«Allerdings. Doch Prinz Krasenoff wäre der Mann, die Sympathien zu verstärken. Frédéric, der Preußenkönig, den sein Volk sogar schon «le grand» rufen soll — einem on dit zufolge, das mir erst kürzlich zu Ohren kam — Frédéric wird von Katharina gehaßt. Schlügen wir uns auf Rußlands Seite —»

«Könnten uns leicht Lorbeeren winken.»

«Eventuell.»

Louis nickte beifällig. «Mon cher Choiseul, Sie sind zwar meist ein terrible Höfling, aber Ihr Verstand arbeitet bisweilen ganz gut. — Wie denken die Herren nun, daß man Prinz Krasenoff gewinnen könnte?»

Da räusperte sich Madame Dubarry. «Falls Majestät gestatten wollten —»

Huldvoll nickte der König. «Sprechen Sie, verehrte Gräfin, sprechen Sie.»

Madame Dubarry beugte ihren Kopf. Sanftes Rot überhauchte ihre Wangen. «Wenn ich auch lange nicht so klug bin, als Madame Pompadour es war, — so meine ich doch, daß Prinz Krasenoff nichts mehr uns zu lieren möchte als — eine Frau.»

Graf Aiguillon schmunzelte. «Die gnädigste Gräfin spinnt ein feines Netz.»

Doch der König verbat sich den Scherz. «Frauen», meinte er und sein Blick umglitt Madame Dubarry in auflodernder Glut, «Frauen vermochten in meinem Leben alles. Weshalb soll nicht auch Prinz Krasenoff dem charmannten Zauber der Französin erliegen? Man suche das schönste Mädchen unseres Landes — und bringe es diesmal nicht mir — sondern ihm.»

Choiseul erhob sich. «Der Wunsch Eurer Majestät ist unser aller Befehl.

Und zog sich zurück.

Aimée, die Liebenswerte, hatte sie Pater Ferrol getauft in der kleinen Kirche ihres Heimatdörfchens, ganz nahe an der Marne, und dort war sie zu ihren sechzehn Lenzen erblüht in der Abgeschiedenheit ihres Elternhauses, bis eines Tages der fremde Ritter aus Paris erschien, der sie um einen Trunk Wasser bat, als sie eben im Garten nach den Blumen sah. «Graf Aiguillon», stellte er sich vor, ihre Hand küssend, als ob sie eine Demoiselle wäre. Dann war er weiter geritten, so, als ob er nichts ferner gewollt. Doch zwei Tage später — wieder befand sie sich im Garten, doch diesmal nicht bei den Blumen, sondern beim Neste der Finken, ihren Lieblingen —, da fuhr plötzlich eine Kalesche vor, ein paar vermummte Männer sprangen heraus, ergriffen sie, schlossen ihr den Mund mit einem Tuch

und zerrten sie mit sich. «Hü-Ho», schrie der Kut-scher, die Peitsche sauste auf die vier Rappen; ehe Vater und Mutter herbeieilen konnten, gings bereits in rasender Fahrt über Hügel und Tal.

Sie erkannte den Grafen wieder, als er die Maske abnahm. Er lächelte, in ihre verschreckten Augen tief sich versenkend. «Kleine Närrin», flüsterte er, «welches Mädchen wird sich sträuben, nach Paris zu kommen?»

Ach, Paris, war eigentlich immer schon ihre geheime Sehnsucht gewesen — und nun lebte sie schon ein paar Tage hier, in einem vornehmen, großen Schloß, viele Dienerinnen standen zu ihrer Verfügung, nichts brauchte sie mehr selber zu tun und ihre Furcht, man möchte zu bösem Zwecke sie her in die große Stadt geführt haben, erwies sich als unbegründet. Seit die Vier aus der Kalesche sie in diesem Hause abgesetzt, hatte sie keinen Mann mehr erblickt und auch ihre Zofen nannten niemals den Namen eines Herrn. Alles war ein Märchen — wozu es zerstören durch törichte Fragen? Vielleicht weilte sie bei der Königin und sollte, bis sie die feinen Manieren wohl gelernt, deren Palastdame werden? Man raunte und tuschelte ja so vielerlei in ihrem Heimatdörfchen an langen, dunklen Winterabenden, wenn man beim Oellämpchen beieinander saß, von Paris, diesem größten Wunder der Welt.

Langsam glitt Aimée aus ihren Kleidern, wohligh umspielte ihre nackten Glieder die Wärme des Kamins, ehe sie in das laue Bad stieg, das vorsorgliche Hände für sie bereitet hatten. Ueber eine halbe Stunde verweilte sie darin, dann läutete sie der alten Babette, die mit warmen Tüchern erschien, ihren weißen Körper kosend abzureiben und die schwergoldene Pracht ihres Haares, das in seiner Gelöst-

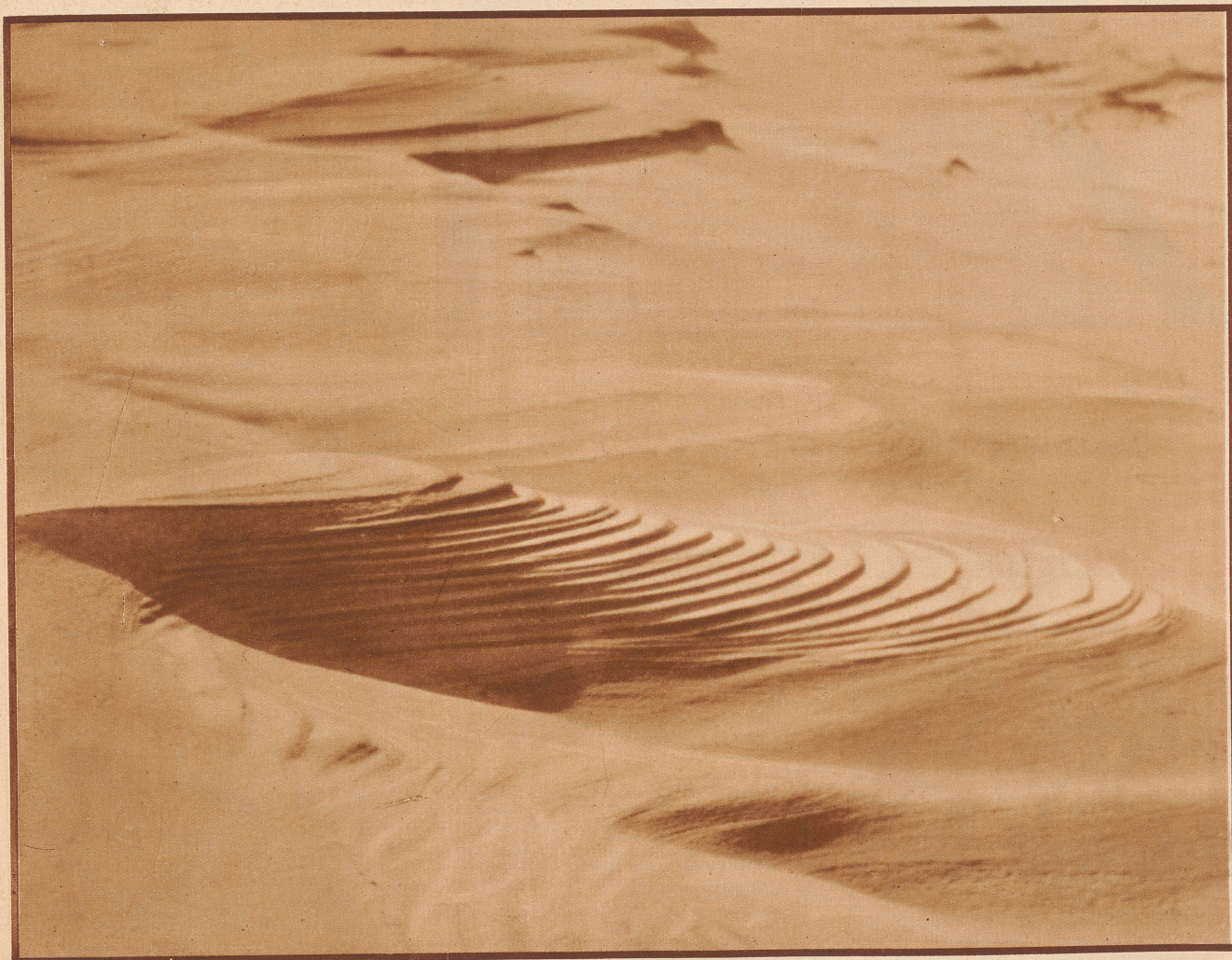
heit bis zu den Knien reichte, zu trocknen. Endlich waren die Flechten geordnet, mit tiefem Knix zog Babette sich wieder zurück, abermals trat Aimée vor den Spiegel.

Nur eine Sekunde sah sie in diesen, heiter und voll Zufriedenheit. Dann aber erstarrte sie in namenlosem Schreck. Denn die Wand hatte sich aufgetan, gerade dem Spiegel gegenüber und durch die verborgene Tür, die sich gleich wieder schloß, war ein Mann getreten. Stark und groß stand er da, schöner wohl als Graf Aiguillon, denn sein Gesicht war lang und schmal, keine Perücke bedeckte sein Haar, das in schwarzen Locken über den Hinterkopf fiel. Dunkle, große Augen gluteten sie an — Aimée schrie auf, floh in einen Winkel der Stube, denn sie war ja nackt, das kam ihr plötzlich zum Bewußtsein — und der Fremde näherte sich ihr immer mehr, öffnete seine Arme —

«Aimée», klang seine Stimme, tief, doch voll Wohllaut, «Aimée — fürchte dich nicht. Ich liebe dich über alles, ich will dir keinen Wunsch abschlagen, was immer du auch begehrst, nur werde mein!»

Aufs neue umkreiste das Feuer seiner Augen ihren Körper, blieb an ihren zarten Brüsten haften, die sie mit zitternden Händen zu bedecken suchte, abermals trat der Fremde ein paar Schritte heran, tief schluchzte Aimée, da hatte er sie auch schon in seine Arme geschlossen, achtete nicht ihrer Stöße und Bisse, ihrer Tränen, die aus den rehbraunen Augen hervorquollen, seine Kraft brach ihren Willen, niemand hörte ihr Schreien und Jammern, nicht einmal Babette, die doch sonst stets gleich herbeieilte, wenn sie auch nur ganz leise rief, vergeblich zerkratzte sie mit ihren Nägeln das Gesicht des

(Fortsetzung Seite 53)



Sanddünen auf der Kurischen Nehrung in Ostpreußen

Phot. Dr. E. Krause